

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 8 (1932)
Heft: 11

Artikel: Zeitgenossinnen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756231>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZEITGENOSSINNEN

III.



Als vor über 40 Jahren Maria Montessori, die Tochter einer gut bürgerlichen, wenngleich nicht vermögenden italienischen Familie den Entschluß faßte, zu studieren und gar Medizin zu studieren, rief das in Rom kein kleines Aufsehen hervor: damals war das Frauenstudium noch eine unerhörte, in den romanischen Ländern kaum durchführbare Kühnheit: von der Zulassung der Frauen zu den Hochschulen war man noch weit entfernt. Auf dem Internationalen Frauenkongress in Berlin 1895 war die schöne 25jährige Doktorin Montessori eine viel bestaunte Persönlichkeit, obwohl noch keiner ahnte, daß ihr Weg sie zu Weltuhm führen sollte. — Das Interesse der jungen Medizinerin galt von allem Anfang an dem Kinde. Die Beschäftigung mit geistig abnormen und schwachsinning Kindern brachte ihr Erkenntnisse, die sich aus der Vertiefung ihres zugleich medizinischen und pädagogischen Studiums ergaben. Vom warmen Wunsch beeelet, den Minderbegabten und Minderwertigen zu helfen, vertauschte sie ihre ärztliche Tätigkeit an römischen Krankenhäusern mit der leitenden Stelle an dem Institut für schwachsinninge Kinder in Rom. Hier suchte sie unermüdet nach Methoden, diesen geistig Ererbten Erziehung und Wissen zu vermitteln und sie erreichte mit ihrer medizinisch-pädagogischen Arbeit Erfolge, die als wunderbar angesehen wurden. Ihre Beschäftigung mit den Schwachbegabten führte sie zur Forderung völlig neuer Erziehungsgrundlagen für die Gesamtheit der Kinder, für die Normalen. Im Jahre 1900 begann die viel Erfahrene nochmals für eine Reihe von Jahren zu studieren. Sie wandte sich der Experimentalpsychologie, insbesondere der Kinderpsychologie zu und bereicherte ihr Wissen mit praktischen Untersuchungen in den Volksschulen, in dem Viertel der römischen Armut, wo sie die traurigsten sozialen Zustände fand. Für die Kinder der Aermsten, die bis dahin der Verwahrlosung ausgesetzt waren, eröffnete sie in Rom ihr erstes Kinderheim für Vorschulpflichtige, die «Casa dei bambini», im Januar 1907. Das Erziehungssystem, das dort nach ihren Angaben und unter ihrer Leitung durchgeführt wurde, erweckte bald allgemeines Interesse, lenkte den Blick der Pädagogen aus aller Welt auf die neue Lehre. Ein Siegeslauf begann. Dem ersten Kinderheim folgten weitere, zunächst in Italien, dann in allen anderen Ländern. Die Schriften Maria Montessoris wurden in alle Sprachen übersetzt, Lehrkräfte, Kindergärtnerinnen, Mütter, Psychologen aus Europa wie jenseits des Ozeans pilgerten nach Rom, um Maria Montessori zu sehen, von ihr zu lernen, die Kinderwunder mit eigenen Augen zu schauen. Heute, da Maria Montessori das 60. Jahr zurückgelegt hat, darf sie die Genugtuung erleben, daß ihr Name und ihre Lehre Gemeingut aller geworden ist, die sich für Kinder interessieren, ja ihre Grundsätze haben schon den Grad von Volksräumlichkeit erreicht, wo sie selbstverständlich erscheinen, — das ist das Beste, was einer bahnbrechenden Idee zuteil werden kann. Frau Dr. Montessori selbst hat in wenigen Sätzen die Grundprinzipien ihres wunderbaren Systems zusammengefaßt, das hauptsächlich für das Kindesalter von 2½ bis 11 Jahren gedacht ist, unter ihrer persönlichen Leitung aber bis zur Universitätsreife ausgebaut worden ist: «Die auf Beobachtung sich gründende pädagogische Methode muß die Freiheit des Kindes zur Voraussetzung haben und Freiheit ist Tätigkeit. Die Zucht muß aus der Freiheit hervorgehen.» «Niemand kann frei sein, wenn er nicht unabhängig ist, deshalb müssen die ersten tätigen Außerungen der individuellen Freiheit des Kindes so geleitet werden, daß es durch seine Betätigung zur Selbständigkeit gelangt.» «Der Mensch, der durch seine eigene Bemühung alle für sein Behagen und sein Fortkommen im Leben nötigen Handlungen verrichten kann, ist Herr seiner selbst; nichts Besseres können wir den Kindern tun, als sie so früh es nur angeht auf die Entwicklungsbahn zur Selbständigkeit leiten.» — Frau Dr. Montessori spricht augenblicklich in verschiedenen Schweizerstädten über ihr System; der Sitz der internationalen Montessori-Kurse zur Ausbildung von Montessori-Lehrern, die bis jetzt in London, Berlin, Rom etc. abgehalten wurden, soll in Zukunft Genf werden.

den glatten, weißen Wänden mit Nadeln besteckte Karten; der genaue Plan einer Stadt, mit roten Tintenpunkten. Er wollte nicht mehr deuten... nur die schwankenden Gedanken konzentrieren. Hervés Schweigen bedrückte ihn. Er wollte ihm gegenüber treten, wie damals im Spital; ihm drohen, ihn besiegen. Aber er fühlte sich im voraus besiegt.

«Meister, ich wette, Sie wollen mich diesmal dem Gericht ausliefern?»

«Ach!» seufzte Flécheyre schmerzlich, «bin ich nicht dein Komplize?» Und in beschwörendem Ton: «Siehst du denn nicht, daß du auch mich tötest, Hervé? Wenn du schon auf die Klagen deiner Opfer nicht hörst, höre wenigstens auf mich! Ich, den du als Freund behandelst, flehe dich an... Aber du wirst nicht hören. Du bist mir entschlüpft. Was wird jetzt noch alles passieren, großer Gott!»

«Es wird nichts passieren, Meister», erwiderte ruhig Silenrioux. «Ich sagte Ihnen ja, daß ich jetzt die Gewißheit habe, die ich suchte...»

Und, als hätte er Mitleid mit der Verzweiflung des Greises: «Warum sind Sie denn nicht heute früh weggefahren, da ich Sie doch darum gebeten hatte? Das sind keine Dinge für Sie. Sie sehen ja nur die Gegenwart.»

«Ich sehe nur die Gegenwart...» wiederholte Flécheyre mechanisch. «Aber du Hervé, du, der so weit sieht, was hast du gemacht? Was hast du gewollt? Was hast du gesucht...?»

Er hielt entsetzt inne, weil auch ihn die Willbegier packte und er der Toten auf der Landstraße nicht mehr gedachte.

«Befragen Sie mich nicht, Meister», erwiderte Silenrioux, «noch nicht, später werde ich es Ihnen sagen.»

Befragen Sie mich nicht... Diese Worte erinnerten ihn brüsk an die Vergangenheit: Flécheyre fühlte, wie er in einen Abgrund stürzte.

«Ich will abreisen, abreisen!» flüsterte er. «Ich werde hier nicht länger bleiben, nein, keinen Tag mehr.»

Er glaubte auf den Lippen seines Schülers ein Lächeln zu sehen.

Aber Flécheyre reiste nicht ab. Es hielt ihn wider Willen in Puybronde, er war wie angegallt. Er suchte dafür Gründe, an die er selbst nicht glaubte. Vielleicht würde seine Anwesenheit irgendwelche neuen Katastrophen abwenden. Silenrioux war an der Achtung seines Lehrers gelegen. Mit welchem Eifer und mit welcher Liebenswürdigkeit hatte er sich bemüht, das verlorene Vertrauen wieder zu gewinnen, und wie war es ihm gelungen! Flécheyre fühlte, wie sein Herz schwach wurde, wenn er daran dachte. Die Liebe, die Silenrioux ihm bezeugte, war dessen einziges menschliches Gefühl, die einzige Hoffnung, an die sich Flécheyre klammerte! Sollte er diese schwache Stütze zerbrechen?

Er verließ kaum sein Zimmer, sprach wenig und schlief nicht.

Am dritten Tage ging er aus, um dem Leichenzug zu folgen, den die Bevölkerung der ganzen Gegend bis zum Kirchhof begleitete.

Weinende Waisen, ein stumpfsinniger Mann, eine Mutter, deren furchtbares Geschrei alles übertönte, die schweigende Menge, die ihre Augen abwandte, ängstlich besorgt, der Vergeltung des unsichtbaren Feindes auszuweichen...

Als der langsame Zug vom Kirchhof zurückkam und sich in den Feldern auflöste, wagten die bedrängten Gemüter noch immer nicht, sich Luft zu machen. Es bildeten sich schweigsame Gruppen. Die ängstlichen Bauern äußerten nicht einmal eine Vermutung. Und als ein Mutiger die allgemeine Ueberzeugung aussprach: Ueber Puybronde schwebt der böse Geist, sahen sie sich an, ohne zu antworten, und einige schlugen das Kreuz.

Vor dem Wirtshaus diskutierten die aus der ganzen Gegend herbeigeilten Tierärzte. Daß Menschen vor Schreck sterben, mag sein! Aber eine ganze Herde? Wie sollte man so etwas erklären?

Die Bauern sahen sich nicht einmal nach ihnen um. Wozu der Sache auf den Grund gehen? Was nützt es, Ziegenkadaver in die Laboratorien von Paris und Bordeaux zu senden? Sie wußten wohl, daß nur eine einzige Erklärung möglich war: der dunkle Wille des Schicksals, Zauberei...

Frauen hoben die Faust zum Turm. Und murmelten halblaut, daß Dr. Flécheyre in solcher Nachbarschaft täglich mehr alterte und verfiel.

Er schlug den Fußpfad ein, der südlich zum Hügel führt und die Ebene überragt. Als er sich dem Turm näherte, hob er den Blick und bemerkte einen leichten Rauch, der in der Morgensonne aufstieg.

Er vermutete, daß Hervé eine Zigarette am Fenster rauchte und über ein neues, wunderbares und mörderisches Projekt nachdachte. Vézélises Worte fielen ihm ein:

Sie werden noch schreckliche Prüfungen zu bestehen haben.

Flécheyre erschauerte trotz der Julihitze und bedauerte, daß er seinen Mantel nicht mitgenommen hatte.

Am nächsten Tage kam die Kommission der Seismologen.

Flécheyre sah einen imposanten Mann aus dem Wagen steigen, mit breiten Schultern und jungem Gesicht unter dem grauen Haar- und Bartwuchs. Der Mann grüßte herablassend.

«Chambaz», sagte er, als hätte dieser Name allein genügt, um ihm den unbestrittenen Vorrang zu sichern.

«Und hier mein Kollege Maintier», fügte er hinzu und wandte sich zu einem dünnen, gebeugten Greis: «Maintier, Mitglied des Instituts, der so lebenswürdig war, mir seine Unterstützung zu gewähren.»

Maintier entblöste seinen pergamentartigen Schädel und bestieg durch ein Lächeln, daß er glücklich war, am Ende seiner Laufbahn nicht übersehen worden zu sein und seinen Namen mit dieser aufsehenerregenden Erdbegenschichte in Verbindung zu bringen.

«Wie, Sie sind es, de Javerne?» rief Flécheyre und näherte sich mit ausgetreckten Händen einem eleganten Reisenden, der behend aus dem Wagen sprang. «Sie, ein Irrenarzt!»

«Nun ja, ein Irrenarzt», antwortete Michel de Javerne. «Ich glaube, es sei ein Assistent von Chambaz verbar. «Wahnsinnsepidemien kommen in unserem Zeitalter nicht oft vor. Ich bin entzückt, Sie wiederzusehen, lieber Meister und Freund. Aber... sagen Sie: Sie sehen leidend aus! Die Luft der Auvergne bekommt Ihnen wohl nicht?»

Noch eine vierte Person stieg aus dem Auto, verneigte sich vor Flécheyre, stellte sich als Jacques Dupont vor und verschwand.

Die beiden Seismologen zogen es vor, im Wirtshaus zu wohnen, um in größerer Ruhe ihre Berichte schreiben zu können, wie Chambaz erklärte. Flécheyre nahm Michel de Javerne, dem er zugetan war, mit sich und brachte ihn in einem großen Zimmer mit altmodischer Wandbekleidung und Empiremöbeln unter. Dabei fragte er: «Wer ist denn dieser Jacques Dupont?»

«Ich weiß nicht recht», antwortete Michel de Javerne. «Ich glaube, es sei ein Assistent von Chambaz. Aber der scheint ihn ebensowenig zu kennen wie ich. Ich frage mich, ob es nicht einer von der Polizei ist, den man uns beigeordnet hat, um gleichzeitig mit uns eine Untersuchung einzuleiten, in Falle, daß...»

Er schwieg erschreckt über Flécheyres tödliche Blässe.

«Nein, lieber Freund, Sie sind entschieden nicht wohl.»

«Es ist nichts, etwas Ueberarbeitung», murmelte Flécheyre und lehnte sich keuchend an die Wand. «Sie wissen... seit dem Tode meines Sohnes...»

«Ein Schüler von Ihnen, dieser Silenrioux?» fragte de Javerne, um die Unterhaltung auf etwas anderes zu lenken. «Der Mann mit dem drahtlosen Telephon, der die Physiologie mit der Physik vertauscht hat, eine erstaunliche Intelligenz!»

«Erstaunlich», wiederholte Flécheyre, der eine Spalte in der Täfelung zu prüfen schien. «Ja, es ist erstaunlich, wie diese alten Wohnungen verfallen!» sagte er mechanisch.

Michel de Javerne vergaß nie sein erstes Mittagessen mit Dr. Flécheyre.

Silenrioux belustigte sich damit, die beiden Seismologen aufeinanderzuheizen, zu hören, wie sie ihre Theorien scharf gegeneinander ausspielten. Chambaz hatte eine triumphierende Art zu behaupten: «Heutzutage nimmt niemand mehr an...», die wie eine Verurteilung klang, während seine Hand etwas von der Wandtafel wegzuwischen schien.

Maintier zuckte eigensinnig höflich die Achseln: «Modesache. Alles ist nur Mode hier auf Erden. Sie werden es erleben, lieber Kollege!»

Enttäuscht blickte er auf seine glänzende Karriere zurück, die schon in Vergessenheit geriet, und seine Methoden, die von neuen Männern angefochten wurden.

«Sie werden sehen, daß man auf die Einsturzbeben Theorie zurückkommt!» seufzte er. «Der Pla-

(Fortsetzung Seite 327)

Ich heiße **FIP**
und stamme aus dem
Chocoladengeschlecht
KOHLER



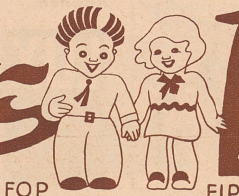
Ich heiße **FOP**
u. bin der jüngste Spross
der weltbekannten
CAILLER

Copyright

Wir sind ein allzeit fröhliches Paar, zu allen Streichen aufgelegt, in allen Dingen einig - nur in einem nicht: Fop behauptet Chocolate Cailler sei die beste - Fip will nur Kohler als die beste Chocolate anerkennen. Was meint Ihr dazu?

MILCHCHOCOLADE / FRIGOR / CREMANT

CHOCMEL / RAJAH / ORBA

Cailler  **KOHLER**

FOP

FIP



Persönlicher Charme sagt mehr als kalte Schönheit

Individualität verlangt man
heute, gesunde Lebenskraft,
Rasse!

Wie oft liegt der Reiz einer Er-
scheinung im kühn geschnittenen
Mund mit den blinkenden
Zähnen!

Gesunde Zähne sind Kapital.
Und um dieses Kapital zu erhal-
ten, brauchen Sie

Trybol

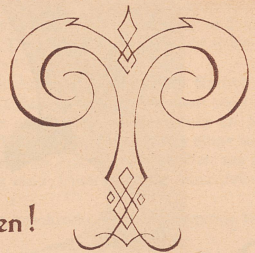
Die reinigende, bleichende
Zahnpasta . . . Fr. 1.20
Das heilkräftige, erfrischende
Kräuter-Mundwasser Fr. 2.50

22T



SO EIN PECH - FLECKEN IM WEISSEN KLEID . . .

und für morgen bin ich eingeladen!



So etwas kann natürlich nur mir passieren! Gerade auf diesen Abend habe ich mich schon so lange gefreut, und Hans schwärmt ja so sehr für dieses Kleid. Er behauptet immer, ich sehe so entzückend darin aus.

Warum aufregen? — Es ist doch eine Kleinigkeit solche Flecken zu entfernen. Mir wenigstens macht so etwas keine Sorge — ich nehme Lux und das Kleid wird wieder so frisch und dultig wie neu und alles ist im nu gemacht.

Das Sunlight-Institut bietet Ihnen viele Vorteile. Schreiben Sie uns, und wir sagen Ihnen wie Sie Mitglied werden können.



LUX lässt Sie
natürlich nie im Stich.

Grosses Paket Fr. 1.—
Halbgrosses Paket „ -55

Sunlight A.G., Zürich.